

Terms and Conditions

The Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Imprint:

Director: Mag. Renate Plöchl

Deputy director: Mag. Julian Sagmeister

Owner of medium: Oberösterreichische Landesbibliothek

Publisher: Oberösterreichische Landesbibliothek, 4021 Linz, Schillerplatz 2

Contact:

Email: [landesbibliothek\(at\)ooe.gv.at](mailto:landesbibliothek(at)ooe.gv.at)

Telephone: +43(732) 7720-53100

Vernichtung eines Fesselballons durch einen Flieger.

„Ein unsichtiges Wetter und ein feiner Sprühregen“ — so schildert der Beobachtungsoffizier einer französischen Fesselballon-Abteilung — „hatten mehrere Tage jede Beobachtung verhindert. Wohl waren wir mehrfach auf dringendes Ersuchen des Korpskommandeurs aufgestiegen, aber der heftige Wind riß das grave Ungetüm des Drachenballons am Kabel so heftig hin und her, daß man es nicht fünf Minuten aushalten konnte. Zudem reichte die Sicht kaum bis zu den eigenen Gräben. So mußten wir untätig verharren, und zähneknirschend zusehen, wie weit entfernte, schwere Batterien der Deutschen, die Gelegenheit ausnützend, unsre Truppenlager, Munitionsdepots und Förderbahnen hinter der Front unter ein verheerendes Feuer nahmen. Sie wußten nur zu gut, daß es keine Möglichkeit gab, sie jetzt aufzufinden und zu bestrafen, denn auch unsre Kameraden, die Flieger, vermochten bei dem Wetter die Stellung der feindlichen Geschütze nicht zu erkunden. Die Grenze, die unsrer Waffe von der Natur gesetzt ist, wurde uns in diesen Tagen in unangenehmster Weise fühlbar, und man kann wohl sagen, daß Hunderte braver Kämpfer, die jetzt in den Hospitälern oder gar unter der Erde liegen, noch unbeschädigt in ihren Stellungen Dienst taten, wenn Wind und Wetter uns damals erlaubt hätten, unsre Beobachtungsposten in der Luft einzunehmen, denn der Feind hätte sich gehütet, die Stellung seiner schweren Batterien zu verraten.“

Nach vier Tagen endlich hob sich der Nebelschleier und auch der Wind ließ nach. Schon bei Sonnenaufgang züchte der Dampf in der großen Lokomobile, die die Kabelwinde antreibt, mit der der Ballon aus 1500 Meter Höhe wieder heruntergezogen wird. Die Ruhetage waren ausgefüllt worden durch kleine Reparaturarbeiten am Ballon, und als ich aus meinem Blockhause zum Dienst heraustrat, waren die Luftschiffersoldaten schon damit beschäftigt, die enorme gummierte Seidenhaut des Lufteselfanten aus Hunderten von stählernen Flaschen mit frischem Wasserstoffgas zu füllen. Der Ballon wölbte und blähte sich, der Wind riß wütend an den Trossen und Seilen, fünfzig Mann hatten alle Mühe, ihn zu bändigen, aber endlich befestigte man den Korb, und schloß das von der Winde kommende Stahlkabel an. Ich verabschiedete mich von den Ingenieur-Offizieren und den Kameraden, die nach mir aufsteigen wollten, empfing noch einige besondere Beobachtungswünsche, die der kommandierende General des Korps und der Chef der Artillerie geäußert hatten, ergriff meine Karten und Ferngläser und schwang mich in die Gondel. Der Chef der Abteilung prüfte noch einmal alle Teile des Ballons und der Winde auf ihre Sicherheit, der Fallschirm wurde revidiert, und dann erscholl das Kommando: „Kabel und Leinen frei!“ „Fertig!“ „Laßt hoch!“

Langsam versanken die Mannschaften drunten, flog die Erde zurück. Die grünen Felder wurden zu Billardtischen, die Landstraßen zu Kreidestrichen auf bunter Tafel, die Waldstücke zu kleinen, mit Kraut bestellten Gartenflächen, und die Häuschen der Dörfer hinter uns zu roten und weißen Tupfen zwischen dem Gewirr der Obstgärten. Die Höhe vor uns, die von der Erde alle Sicht zum Feinde hinderte, versank zu einer kaum merklichen Bodenfalte, und hinter ihr wurde das Gewirr der Schützengräben sichtbar, wie eine komplizierte Spitzenarbeit, die da und dort von rauher Faust zer-

rissen. In der Ferne, in bläulichem Dunst gehüllt, das vom Feinde besetzte Gebiet mit seinen vielfach zerstörten Ortschaften. Da hinten am Rande des Höhenzuges, in der kleinen, im Frieden so stillen Landstadt, lag wohl der Stab der ganzen, uns gegenüberstehenden Armee. Deutlich konnte ich das weiße Schloßchen und den Park mit den hohen Bäumen erkennen. Teufel! Es wäre eine Lust gewesen, jetzt das Feuer schwerer Batterien dorthin lenken zu können, die uns gegenüberstehende gewaltige Maschine an ihrem wichtigsten Teil zu treffen. — Aber das war leider nach Lage der Dinge nicht möglich. Ich ergriff mein Glas und suchte die Stellungen ab, verglich sie mit der Karte, mit den Photographien, die unsre Flieger zuletzt von den Stellungen des Feindes angefertigt. Sie hatten sich wenig verändert, da und dort war eine Sappe vorgetrieben, die ich mit dem Rotstift in die Karte eintrug. Auch auf den Chausseen war es ruhig, nur zuweilen einzelne Autos, die in langer Staubfahne verschwanden. Ebenso war der Verkehr auf den beiden strategischen Bahnen, die die Deutschen hinter ihrer Front benutzten, nicht ungewöhnlich. Bis auf 30 Kilometer weit sah ich den weißen Dampf der Lokomotiven. In weiter Ferne, fast schon außerhalb des Beobachtungsfeldes, wütete ein großer Brand. Ich zog die Karte zu Rate. Es war ein großer Gutshof westlich von St-Marie, hinten in der feindlichen Etappe, der in Flammen aufging. Von größeren Truppentransporten und Verschiebungen keine Spur. Ich griff zum Telephon, um diese erfreuliche Tatsache nach unten zu melden, von wo aus sie in wenigen Minuten der Kommandeur des Korps erfuhr, offenbar sehr zu seiner Beruhigung, denn die schlechte Aufklärungsmöglichkeit der letzten Tage hatte solche Bewegungen beim Feinde befürchten lassen.

Mir gegenüber, und wohl 12 Kilometer von mir entfernt, gingen jetzt zwei feindliche Fesselballons hoch. Bisher war es außerordentlich still gewesen an der Front, selten da und dort das Dröhnen eines Abschusses oder das mehr schmetternde Krachen eines Einschlägers. Aber jetzt setzte von drüben eine lebhaft Kanonade ein. Deutlich hörte ich das Heulen der heransfliegenden Granaten und sah die von den Einschlägern aufgeschleuderten Erdmassen nahe einem Waldstück, in dem einige Batterien von uns verborgen waren. Die Deutschen schossen schlecht, die Schüsse lagen alle viel zu kurz. Dann aber leitete wohl einer der Ballons drüben das Feuer, denn es näherte sich dem Walde bedenklich. Ich spähte mit dem Glase nach den feuernden Batterien, konnte sie aber nicht entdecken. Endlich sah ich hinter einer fernen, mit Bäumen bestandenen Anhöhe einen schwachen Rauchstreifen, aber ich stand zu niedrig, um das Gelände dort bis zum Boden einsehen zu können. Mein Barometer zeigte 1200 Meter Höhe. „Mehr Kabel!“ verlangte ich telephonisch nach unten. Das Seil ruckte an, ich hörte das Rasseln der Winde, der Ballon stieg schnell. Unablässig behielt ich im Glase jene Stelle hinter dem Hügel im Auge, und nun, in 1500 Metern Höhe, lag sie frei: die Perspektive hatte sich stark verändert. Im Glase erkannte ich ein paar weißliche Erdflecke, offenbar Ausschachtungen im Kreideboden, aber die Stelle war mit Gebüsch gut gedeckt, so daß es schwer war, zu sagen, ob hier eine feindliche Batterie eingebaut war. Lange Zeit sah ich nichts Verdächtiges, dann plötzlich ganz deutlich zweimal hintereinander ein schwaches Aufblitzen in den Erdwällen, dem das Heulen von zwei Granaten, und zwei Einschläger in dem Waldstück folgten. Kein Zweifel, ich hatte die feuernde Batterie entdeckt. Sofort ging